



Was heisst feministische politische Bildungsarbeit?

Annemarie Sancar: Was geht euch durch den Kopf, wenn ihr den Titel des Jahrbuches, ›Bildung und Emanzipation‹, hört?

Magdalena Küng: Für mich heisst das: Emanzipation ist vermittelbar, Bildung kann Emanzipation bringen oder auch nicht, als Thema integriert in Prozesse, als Ziel im Hinterkopf.

Tamara Funicello: Bildung ist eine zentrale Voraussetzung für Emanzipation. Gerade darum fordern wir, dass Feminismus als emanzipatorisches Projekt zum Schulfach wird. Wir wollen, dass Feminismus von früh an für alle zugänglich wird, denn es geht um die Loslösung von Rollenbildern, die Überwindung von Machtstrukturen, die anti-emanzipatorisch wirken und Mädchen und Jungen betreffen.

Lena Frank: Es gibt Emanzipation auch ohne Bildung, aber Bildung bringt Offenheit und Analysefertigkeiten, um Unterdrückungsmechanismen überhaupt erst zu erkennen. Das geht aber weit über den schulischen Bereich hinaus. Es geht um Lebenserfahrungen!

Eva Krattiger: Wir können nicht alle Diskriminierungen verstehen, auch wenn wir gut gebildet sind. Es gibt viele Orte, wo wir anknüpfen können, Feminismus ist nur einer, Rassismus, Klassenkampf... es gibt verschiedene Formen der Diskriminierung, die aber oft zusammenhängen.

Magdalena Küng: Genau, um Zusammenhänge zu verstehen zwischen unterschiedlichen Formen struktureller Ungleichheit, für die Analyse, das ›Dahinterschauen‹, braucht es Bildung.

Barbara Gurtner: Bildung führt nicht automatisch zum Feminismus, denn wie wir ja bestens wissen, finden Frauen gerade in der Bildung längst nicht überall die angemessene Beachtung und Erwähnung. Vielmehr werden sie – immer noch – als spezielle Gruppe hintangestellt. Erst in der Verknüpfung von Bildung und Emanzipation lassen sich Zusammenhänge erschliessen und politische Fragen ableiten, auf den Er-

kenntnissen dieser Zusammenhänge baut der Feminismus auf.

Magdalena Küng: Feminismus verstehe ich als inklusive Bewegung, Fragen der Gleichstellung, der patriarchalischen Machtverhältnisse stehen am Anfang und sicher im Zentrum, aber für mich

Annemarie Sancar

im Gespräch mit

Magdalena Küng, Tamara Funicello, Eva Krattiger, Barbara Gurtner und Lena Frank.

Angaben zu den Gesprächsteilnehmerinnen siehe am Schluss des Beitrags.



hat Feminismus generell mit dem Aufzeigen von Ungleichbehandlung und dem Bekämpfen von Diskriminierung zu tun. In diesem Zusammenhang ist Bildung sehr wichtig, nicht nur für die Analyse, sondern auch für die Kontextualisierung und Historisierung. Das muss aber nicht notwendigerweise in einem Schulzimmer passieren.

Tamara Fumicello: Ich verstehe Bildung sehr breit, sonst wären emanzipatorische Bewegungen gerade in abgelegenen ländlichen Regionen ohne »klassische« politische Bildung kaum möglich. Doch es gibt sie, die starken Bewegungen im Kampf gegen Unterdrückung. Solche »Bildung« basiert weniger auf der Schule, sondern auf Lebenserfahrungen persönlicher und gemeinschaftlicher Art.

Lena Frank: Lernen ist Bildung, lernen heisst auch, sich der Diskriminierung bewusst zu werden.

Kennen wir denn die eigenen Diskriminierungen, können wir uns verorten in dem komplexen System von Ausgrenzung, von Ausbeutung?

Tamara Fumicello: Eine Genossin hat mal gesagt: Feminismus ist wie eine Brücke über ein tiefes Tal, über die du weiter und weitergehst. Du kannst dann aber nicht mehr zurück, die Brücke bricht entzwei. Ich habe also keine andere Wahl, als weiterzugehen und den vielen Diskriminierungen auf die Spur zu kommen. Deren gibt es sehr viele, und jede von uns diskriminiert auch andere.

Eva Krattiger: Wenn man sich diskriminiert fühlt oder eine Diskriminierung als solche erkennt, kann man nicht mehr dahinter zurück. Aber das heisst noch lange nicht, dass man diese gleich mit einer strukturellen Dimension verknüpfen oder ihren Ursprung erkennen kann.

Barbara Gurtner: Genau, so kann ich mich plötzlich nicht mehr wehren, wenn ich mich als Frau diskriminiert fühle, warum nur? Es fehlt an Souveränität, die ich vielleicht in Bildungsprojekten (wieder) gewinnen könnte! Denn es braucht Selbstbestimmtheit, Kraft, Mut, Hartnäckigkeit. Feminismus zu sagen, heisst angepöbelt zu werden; politische Bildung hiesse also auch, die Ideen und Ziele des Feminismus in die verschiedensten Debatten reinzubringen. Dafür braucht es nebst Mut auch Wissen!

Eva Krattiger: Wissen ist hier zentral, um die persönlichen Erfahrung auf eine gesamtgesellschaftliche Ebene zu heben: Kann ich mich als Person aus der strukturbedingten Ungleichheit herausnehmen oder bleibe ich da gefangen? Kann ich den Zusammenhang herstellen zwischen meiner Betroffenheit und der strukturellen Dynamik? Welches Wissen, welche Bildung brauche ich dafür und wie, wo kann ich mir diese holen und aneignen?



Barbara Gurtner: Genau, es braucht gewisse Kenntnisse, Bewusstsein ist nicht genug. Wir müssen verstehen (lernen), wer Normen bestimmt, wie sich Regeln entwickeln und in welchen Machtverhältnissen das geschieht, und dafür braucht es bestimmte Fähigkeiten, die wir uns mit (eigener) feministischer Bildungsarbeit auch aneignen.

In gewissen Momenten fragen wir uns, welche Bildung denn nützlich wäre, um uns in einer verzwickten Situation zu erkennen, unsere Rolle, unsere Möglichkeiten aufzuspüren ...

Tamara Fumicello: Wenn ich in einer Situation plötzlich die Nerven verliere, wenn ich hässig werde, dann frage ich mich, woran es liegt, dass ich meine Souveränität verliere, dass ich nicht verstehe, was gerade mit mir passiert. Hilft mir da eine durch Bildung erworbene Klugheit?

Lena Frank: Klar hilft da Bildung, sie gibt dir Sicherheit und Selbstbewusstsein, und so kannst du auch deine Souveränität behalten!

Magdalena Küng: Jetzt muss ich doch mal etwas zur Rolle der Männer sagen. Denn auch sie kennen ja die Machtverhältnisse, sie wissen Bescheid über die Geschlechterrollen, sind gebildet und emanzipiert, erwacht und dennoch behalten Männer die Deutungsmacht, auch wenn sich unterdessen viele für Feminismus-Diskussionen geöffnet haben. Wieso sollen immer nur wir Frauen uns weiterbilden und besser reagieren und zurückgeben lernen müssen? Genauso wichtig ist doch, dass die Männer ihre eigenen Handlungen zu reflektieren lernen.

Was ist denn mit den Männern los?

Tamara Fumicello: Gewisse Männer sind im Moment ein bisschen hilflos, sie fragen direkt: »Ja was soll ich denn machen, was ist richtig?« Sind sie überfordert. Wir (als JUSO) schaffen Momente und Räume, um gemeinsam anhand von konkreten Beispielen darüber zu diskutieren.

Magdalena Küng: Solche Momente sind wichtig, aber oft fehlt das ja in der Sozialisierung. Wir alle – auch die Männer – sind gefordert, uns selbstreflexiv zu verorten, auch in unserem Beruf.

Lena Frank: Genau, gerade in der Pflegeausbildung ist diese Selbstreflexion längst ein fester Bestandteil. Wie ist das in technischen oder anderen männlich konnotierten Berufsbildungen? Die Selbstreflexion und die eigene Verortung im Machtsystem sollten als Kernkompetenzen verstanden werden.

Eine Frage zur beruflichen Bildung: Liegt es an der genderspezifischen Zuordnung sogenannter Kernkompetenzen und was bedeutet das für das Bildungssystem?

Eva Krattiger: Schulische Bildung ist für ein Umdenken wichtig, denn



hier wird halt viel vorgespurt, was das Rollenverständnis anbelangt, und hier werden Verhaltensweisen einstudiert. Das passiert bei jedem Individuum und damit auch gemeinschaftlich. Eine (auch ausserschulische) Bildung, die identitätsstiftend und inklusiv ist und verschiedene Verständnisse und Zuordnungen fördert, wäre wünschenswert. Denn mit diesem gemeinsamen Lernen könnte man sich auch gegenseitig bestärken.

Tamara Fumicello: Es braucht Räume, die als Orte der Bildung funktionieren können, wo wir uns gegenseitig unterstützen. Hier hat die ›alte Generation‹ sehr viel geleistet, die Folgegeneration hat da einiges verpasst und es teilweise als unnötig empfunden, für die Gleichstellung zu kämpfen. Es gibt also vergleichsweise nur noch wenige (autonome) Frauenräume, Bildungsorte für Feminismus-Debatten. Wir müssen jetzt neu anfangen, viel Bildungsarbeit und feministisches Wissen in die institutionelle Politik hineinragen! Und dazu braucht es Solidarität und viele andere Menschen, die dich voll tragen.

Solidarität, ein Schlüsselwort? Ist Solidarität lernbar und wie sieht es aus mit der Solidarität zwischen den Generationen, was lernen sie von einander?

Barbara Gurtner: Wenn ich bei meinen Töchtern schaue, ist es schon sehr anders, wie auch Tamara es gesagt hat. Zu unserer Zeit war gegenseitige Unterstützung eine Notwendigkeit, auch eine Selbsthilfe. Das Parlament war dann schliesslich ein wichtiger Ort, um an die Öffentlichkeit zu gelangen, dazu brauchte es vielfältige Unterstützung, Solidarität. Und jetzt: Die Familien der Generation meiner Töchter leben einen partnerschaftlichen Lebensstil, das Teilen der Care-Arbeit ist bei ihnen viel selbstverständlicher.

Tamara Fumicello: Und heute kommt nun eine gegenläufige Bewegung in Schwung, überall Abbau. Was ihr damals erkämpft habt, wird heute geschlossen, wie beispielsweise die Gleichstellungsbüros im Aargau oder in Biel. Bildungsprojekte, Debattenräume und sachbezogene Beratung fallen dem Kürzungswahn zum Opfer. Um feministische Anliegen durchzusetzen, feministische Bildung zu ermöglichen, müssen wir heute wieder heftig kämpfen!

Gleichstellung hängt mit Sprache zusammen, Sprache wird gelernt, unterrichtet, in verschiedensten Kontexten verwendet. Und so ist sie wohl auch ein zentraler Ort feministischer Debatten, ein Instrument für Positionierung: Braucht es das grosse I, Sterne oder nur noch die weibliche Form?



Magdalena Küng: Schwierig – ja, Sprache ist absolut zentral, das Schreiben weiblicher Formen mit Sternen setzte sich in gewissen Szenen auch durch. Aber das Reden ist schon viel komplizierter. Wie rede ich? Bin ich genug sensibel? Konzentriere ich mich ausreichend?

Eva Krattiger: Gendergerechte Sprache wird meines Erachtens in vielen Kreisen weder geübt, gelernt noch gebraucht, sie ist aber sehr wichtig! Denn das gängige Muster momentan ist, dass die Frau mitgemeint und damit hintangestellt wird.

Lena Frank: Mich regt es immer noch auf, wenn nur die männliche Form gebraucht wird, und ich frage mich, warum das heutzutage denn überhaupt noch akzeptiert wird!

Was passiert so in der Sprachentwicklung, in der Ausdruckspraxis? Müsste nicht gerade mit der Sprache Bewusstsein vermittelt werden, Sprache sowohl als technisches Mittel als auch als Narrativ? Eine Aufgabe der Bildungsverantwortlichen?

Tamara Fumicello: Genau, es geht ja nicht nur um die Sprache im technischen Sinne, sondern um die Art und Weise, wie über gesellschaftliche Aspekte gesprochen wird. In feministischen Erzählungen über Ökonomie, Lohnungleichheit und Arbeitszeit wird Arbeit ziemlich anders reflektiert, es wird anders darüber gesprochen als im üblichen Sprachgebrauch. Der feministische Sprachgebrauch beginnt mit der unbezahlten Arbeit und fragt nach den Gründen, warum wer für welche Tätigkeiten bezahlt wird und andere nicht und welche Arten der Diskriminierung sich damit erklären lassen. Der männlich geprägte Sprachgebrauch stellt hier die Produktivität und den Profit ins Zentrum.

Gilt das auch für andere Themen wie zum Beispiel Sicherheit? Technisch geführte Diskurse widerspiegeln patriarchalische Vorstellungen von Sicherheit und Frieden, feministische Friedenspolitik setzt wohl auch diskursiv andere Werte ins Zentrum ...

Magdalena Küng: Bestimmt ist der patriarchalische Kontext ersichtlich im politischen Diskurs, sogar ich fühle mich manchmal wohler dabei. So übernimmt auch die GSoA dieses männliche Sicherheitsnarrativ, und ich frage mich, wie stark ich mich dem einfach unterstelle oder ob ich nicht feministische Ideen der Friedenspolitik hineinbringen müsste, in die Texte, in die Strategie. Aber wie kann der diskursive Widerspruch gelöst werden? Und es stellt sich natürlich die Frage, was wichtiger ist: sich mehr auf die technischen Aspekte der Sprache als auf das inhaltliche Narrativ zu konzentrieren?

Barbara Gurtner: Sprache ist zentral, und wenn es nicht mehr anders



geht, müssen wir Wörter erfinden und neue Wortverknüpfungen machen. Unser Slogan »AHV statt Panzer« ist zwar schon alt, aber er war wichtig, und das gebe ich euch mit, denn bis es zu diesem Slogan kam, brauchte es viele Diskussionen, um die feministischen Aspekte, die Frauenerperspektive herauszuarbeiten.

Tamara Fumicello: Neue Wörter, alternative Sprachformen, wir müssen öffentlich auftreten und einen Gegendiskurs in den Raum setzen, wir sollen und wollen uns ja nicht einfach den Strukturen der sprachlichen Macht beugen!

Was hiesse das zum Beispiel in der Sicherheitspolitik, wenn sie in eine feministische Sprache gegossen wird, können wir das überhaupt?

Magdalena Küng: Es fällt uns schwer, feministische Anliegen in der Sicherheitspolitik zu verbalisieren, es geht ja nicht nur um explizite Aussagen, um den Text als solchen. Es braucht ein anderes Verständnis von Sicherheit, feministisch gedacht, nicht nur geredet. Und gerade auch in der Sicherheitspolitik muss man aufpassen, dass man keine Wertungen vornimmt zwischen den Gruppen von direkt Betroffenen. Es sind Frauen und Männer, je nach Situation ganz unterschiedlich, das darf man aber nicht gegeneinander ausspielen. Aber oft ist das sehr schwierig, weil der Mensch als solcher auch in diesen Bereichen gar nicht vorkommt; schaut mal, wie heute über das Völkerrecht diskutiert wird, das ist formell, technisch ...

Eva Krattiger: Auch die GSoA hat da ein Problem, Feminismus ist bei ihr kein Thema (mehr). Wir sprechen über gesellschaftliche Themen (und damit per se auch Frauenthemen), aber denken sie aus einer männerzentrierten Perspektive. Gerade bei den Lösungsansätzen wäre es aber essenziell, andere Logiken als die militärisch-patriarchale zuzulassen.

Magdalena Küng: Es braucht wieder Bildungsveranstaltungen, die feministisches Wissen im Bereich Sicherheit und Friedenspolitik vermitteln.

Eva Krattiger: Auf der anderen Seite müssen wir auch aufpassen, dass Krieg nicht zum Männer- und Frieden zum Frauenthema wird. Themen wie Flucht, Alltag, Freiwilligenarbeit könnten gute Ansatzpunkte sein, um eine neue feministische Friedensdebatte zu lancieren, aber dann müssen wir diese auch weiterdenken auf die anderen pazifistischen und antimilitaristischen Anliegen!

Und das heisst, es geht auch hier um Bildungsthemen, darum, die zentrale Bedeutung von Menschenrechten, Friedenspolitik oder Sicherheit auch in den verschiedenen Bildungseinrichtungen zu thematisieren. Auch Ökologie gehört dazu ...



Barbara Gurtner: Ja, genau. Damals, nach der Atomkatastrophe von Tschernobyl, haben wir Frauen unsere direkte Betroffenheit artikuliert in der Öffentlichkeit, denn es waren ja die Frauen, die den Salat wuschen und also ganz direkt Angst hatten, auch vor der grossen Verantwortung. Und die Mobilisierung war sehr erfolgreich. Aber klar, wir mussten auch die Idee haben, das Salatwaschen zum Politikum zu machen, und da half uns natürlich schon die politische Bildung!

Tamara Fumicello: Ja, das ur-feministische Credo: Das Private ist politisch – aber eben, interessierte das Salatwaschen damals (und heute) die Männer? Es braucht Übung, Schulung, um solche Erfahrungen aus dem Alltag auf die Metaebene der parlamentarischen Politik zu heben. Aber solche Verknüpfungen sind wichtig, wir alle sollten das lernen.

Bildung in der Schule, Bildung im Alltag, Bildung zum Verständnis komplexer Zusammenhänge – hohe Ansprüche an feministisch Bewegte?

Eva Krattiger: Politische Bildung hilft uns, Diskurse zu entziffern, deren gesellschaftspolitische Wirksamkeit zu verstehen. Wir müssen lernen, was politische Diskurse bedeuten, was effektiv dahintersteckt, auf welche Fakten sie bauen. Das sind Voraussetzungen, um inhaltlich und sprachlich alternative Narrative zu schreiben.

Lena Frank: Ein gutes Beispiel: Die Kampagne gegen häusliche Gewalt, die der Gesamtgemeinderat der Stadt Biel geführt hat, ist eine Reaktion auf die alternative Beschreibung der Grünen von Gewalt, nämlich dass häusliche Gewalt viel häufiger vorkommt als Gewalt in der dunklen Gasse! Wir haben ja die Zahlen, wir müssen sie auch nutzen. Wir müssen herausfinden, was das ›Sicherheitsgefühl‹ im öffentlichen Raum bedeutet und wie wir solches Wissen politisch geschickt für feministische Ziele nutzen. Es braucht gezielte Bildung, um die Gewaltfrage im öffentlichen Raum feministisch zu verstehen und dem dominanten Diskurs etwas entgegenzuhalten.

Tamara Fumicello: Genau, wir müssen lernen, unsere individuellen Erfahrungen mit Statistik, Wissenschaft, Fakten zu verbinden. Da gibt es wichtige Zusammenhänge, die uns auch die politischen Handlungsfelder abstecken lassen.

Es geht also auch um das feministische Verständnis von Wissenschaft, von Statistik? Welche Zahlen wollen wir, welche Verbindungen stellen wir her, was sagen sie aus? Ein weiterer Bereich politischer Bildung also! Das ist ein weites Feld und schon ziemlich spezifisch. Welche Orte sind für euch, in eurem politischen Alltag, wichtig, um emanzipatorische Bildung voranzutreiben?



Tamara Fumicello: Die Schule – wir wollen ja, dass der Feminismus ein Schulfach wird. Aber es braucht viel mehr, Veranstaltungsorte, Frauen- und Männerräume, wo feministisches Verständnis für gesellschaftliche Prozesse vermittelt wird, wo Initiativen entstehen, um das feministische Bewusstsein gegenseitig und darüber hinaus zu schärfen.

Lena Frank: Der öffentliche Raum ist ein zentraler Ort und Gegenstand für feministische Bildung.

Eva Krattiger: Das Parlament natürlich auch. Aber es ist ja interessant, auch die Präsenz einer reinen Frauenfraktion oder eine Frauenmehrheit ändert nicht viel an den stereotypen Verhaltensweisen. Etwas plakativ ausgedrückt: Männer haben viel Platz und nehmen diesen auch ein, wenn sie in der Minderheit sind. Da gibt es noch viel zu tun.

Lena Frank: Der Prozess der Wahllisten-Zusammenstellung ist auch ein Ort, wo politisches Wissen vermittelt wird und eine feministische Diskussion geführt werden muss. Beispiel: Eine reine Frauenliste löst bei linken Frauen Kopfschütteln aus, Männer würden doch auch gerne kandidieren. Es geht nicht nur um Zahlen, sondern um die Vermittlung von Wirksamkeit, es geht auch um Symbolpolitik.

Magdalena Küng: Auch Männerräume können wichtig sein, zum Beispiel, um über Gewalt nachzudenken, Frauen regen dazu an, es braucht viel Sensibilisierung, aber dann sollten sie auch unter sich mit der Wirkung ihrer Sprache im weiteren Sinne auseinandersetzen.

Schlussrunde

Barbara Gurtner: Ich merke, heute sind wieder die gleichen Themen auf der Agenda wie damals: Die Wichtigkeit der feministischen Bildung, das geschärfte Bewusstsein, die Bedeutung der Methodenvielfalt im Lernen, der Räume, der Sprache als Potenzial. Unsere Bildungsprojekte damals bei der POCH waren wichtig, Marxismus-Leninismus unter Frauen und parallel die Gründung der OFRA, die Organisation des Kinderhütens. Wir hatten viele Schulungen, auch in der OFRA. Wir lasen gemeinsam Texte, diskutierten die AHV, die reproduktiven Rechte, Gewalt, alles Themen, die für euch junge Feministinnen brandaktuell sind! Wir sammelten Ressourcen in der Kombination von Parteischulung und feministischer Bildung. Heute nützt uns dieses Wissen in der Grossmütterrevolution, wo wir wiederum für die Rechte der Frauen eintreten, in der Öffentlichkeit, unter Frauen, mit Studien, für die Politik.

Magdalena Küng: Der Generationenunterschied ist schon da. Ältere Feministinnen scheinen mir häufig stark von ihren eigenen Erfahrungen geprägt zu sein, sodass die kontextuellen und situativen Eigenheiten der heutigen Debatten untergehen, auch wenn es sich um gleiche Themen



handelt. Sicher gibt es einen Generationenunterschied, aber wir sollten diesen positiv nutzen, nicht Vorwürfe aufhängen; wir sollten generationenübergreifende Projekte entwickeln, zusammenarbeiten, den «Generationengraben» positiv nutzen!

Tamara Fumicello: 50 Jahre liegen dazwischen. Was nützen gegenseitige Vorwürfe? Der grosse Unterschied darf nicht zum Ventil werden. Vielmehr müssen wir aufmerksam sein und die Unterschiede erkennen, verstehen. Die Themen sind fast die gleichen, doch es ist irgendwie ganz anders. Vieles hat sich geändert, die Aktualität ist doch sehr anders. Dazu braucht es Überlegungen, Anstrengungen, um die Differenzen zu erkennen. Empörend ist indes die Tatsache, dass heute wie damals feministische Politik die gleichen Themen bearbeiten muss. Wir müssen den Kampf auf struktureller Ebene führen, es braucht eine grosse, übergreifende, vernetzte Bewegung dazu – und dafür brauchen wir alle Generationen.

Lena Frank: Generationen bringen unterschiedliche Erfahrungen, deshalb sollten wir generationenübergreifend arbeiten, voneinander lernen, uns austauschen und so neue Möglichkeiten finden, gemeinsame Orte der Verständigung aufzuspielen. Dranbleiben, unbedingt, und keine Generationenlücken entstehen lassen, gemeinsam immer wieder analysieren, warum wir je aus unterschiedlichen und doch gleichen Gründen uns auf Ebenen begeben, wo wir nicht hinwollen.

Eva Krattiger: Wichtig dafür sind Orte für Gemeinschaftserfahrungen, Treffpunkte unter Frauen mit ähnlichen Erfahrungen, wir müssen den Feminismus mitdenken, uns immer wieder bewusst werden, wie wichtig die feministische Haltung ist. Dafür braucht es Selbstsicherheit, Stärke, die man sich mit einer umfassenden feministisch-politischen Bildung durchaus holen kann.

Die Gesprächsteilnehmerinnen

Eva Krattiger, 1994, aktuell Stadträtin der Jungen Alternative JA! in Bern, aufgewachsen in einem politisch linken Umfeld in der Stadt Bern, aktiv in der Schülerorganisation des Gymnasiums und an der Uni, Engagement bei Public Eye, bis April 2018 Politische Sekretärin der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA), Studium der Geografie und Sozialwissenschaften, bezeichnet sich als bewusste Feministin.

Orte der Politisierung: »Die Tagesstätte (Tagi), ich war da von der 3. bis 6. Klasse, und es war das erste Mal, dass eine Mehrheit der Leute um mich herum ausländische Wurzeln hatte und ich mir der unterschiedlichen Situationen, in denen man aufwachsen kann, zum ersten Mal rich-



tig bewusst wurde. Und unser Zuhause, wo politische und feministische Diskussionen dazu gehörten. Mitsprache wurde immer gefördert, meine Meinung zählte schon früh.«

Lena Frank, 1989, aktuell im Stadtrat Biel, aufgewachsen in einer politisierten Familie, Teilnahme an Jugendsessionen, seit 2011 bei den Jungen Grünen, von 2012 bis 2016 Co-Präsidentin der Jungen Grünen Schweiz. Aktuell ist sie Branchensekretärin im Sektor Bau der Unia. Vorgängig Jugendsekretärin bei Unia, gelernte Pflegefachfrau mit Engagement für gerechte Arbeitsbedingungen im Gesundheitsbereich.

Orte der Politisierung: »Ich wurde früh in Diskussionen und an Demos politisiert, zum Beispiel gegen den Irakkrieg; auch der Abendbrottisch zu Hause war ein wichtiger Ort. Meine Mutter war im Grossen Gemeinderat in Langnau, und ein Grossvater war für kurze Zeit Zürcher SP-Kantonsrat. Diese frühe Auseinandersetzung mit politischen Themen sehe ich als Grundstein meiner Aktivität. Als Einzelkind musste ich mich mit den Themen auseinandersetzen, wenn ich mitsprechen wollte.«

Magdalena Küng, 1989, seit 2013 im Parlament von Wohlen AG, 2017 als bestgewählte Frau bestätigt, aufgewachsen in einer politisierten Familie, Sekretärin bei der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA), studiert Soziologie und Rechtswissenschaften im Master in Basel.

Orte der Politisierung: »Der Entscheid, mich aktiv an der Parlamentspolitik zu beteiligen, kam nach einem dreijährigen Auslandsaufenthalt in Argentinien (2010-2013), wo ich aufgrund meines fehlenden Bürgerrechts in meinem politischen Mitwirken eingeschränkt war, was mir sehr fehlte. Diskriminierungen, egal aufgrund welcher Kriterien, versuche ich sowohl im Alltag als auch in der Politik und Wissenschaft aktiv zu bekämpfen.«

Tamara Funicello, 1990, aktuell im Berner Stadtrat, ab Sommer 2018 im Grossen Rat, aufgewachsen in einem politischen Haushalt, 2010 Gründerin der JuBria (Juventud Brigadista, die Jugendorganisation der Brigada), Mitglied der Unia seit etwa 2011, Studierendenrat der Uni Bern sowie Co-Präsidentin der kantonalen SP Bern.

Orte der Politisierung: »Meine Eltern waren Mitglied der Brigada Latino Bernesa und aktiv in der Jugendbewegung der 80er und im Gewerkschaftskampf gegen die Schliessung der Wifag in Bern; das Thema Geschlecht hat mich mein ganzes Leben begleitet, wurde aber erst in den letzten drei Jahren ein zentrales Element in meiner Politik. Feminismus ist wichtig, ein Weg, den es zu begehen gilt, der nicht zu Ende ist (ob er



es jemals sein wird, frage ich mich?), den ersten Disput erlebte ich im Studierendenrat zur Frage, ob man Fussgänger*innen schreiben soll oder Fussgänger – das sehe ich heute zu 100% anders.«

Barbara Gurtner, 1943, aktuell aktiv bei der Grossmütter-Revolution, Präsidentin des Rats für Seniorinnen und Senioren der Stadt Bern. 18 Jahre parlamentarische Arbeit im Stadtrat, Grossrat und Nationalrat. Beruf: Erwachsenenbildnerin, Fachfrau für Kompetenzbilanz, Allrounderin in WG, Kinder, Job, Politarbeit, Troubleshooting ...

Orte der Politisierung: »Ich bin in einem künstlerisch orientierten Haushalt aufgewachsen und habe aus meiner Kindheit und dem Elternhaus viel Kraft und Selbstvertrauen mitbekommen. Achtundsechzigerin, Frauenstimmrecht. Unter dem Motto ›Das Private ist politisch – das Politische ist privat‹ bin ich mit der neuen Frauenbewegung aufgebrochen auf die Strasse mit neuen Aktionsformen und Demos. Parteiarbeit und -schulung (POCH, später Grünes Bündnis). Politisiert haben mich auch längere Reisen durch Südamerika, Arbeitseinsätze im Nahen Osten, 20 Jahre Mitarbeit im cfd – Christlicher Friedensdienst, der feministischen Friedensorganisation. Bildungsarbeit mit Migrantinnen.«

Annemarie Sancar, Geschäftsstelle WIDE Women in Development Europe, Switzerland